

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

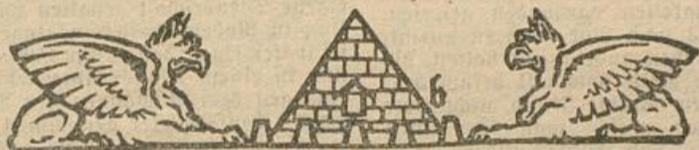
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

7.4.1929 (No. 14)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 14



7. April 1929

Wilhelm Reichmann / Markgräfin Cäcilia von Baden-Rodemachern
1540—1627

Das badische Fürstenhaus hatte im 16. Jahrhundert bedeutende Interessen in den Landen links des Rheins. 1492 waren ihm Teile der Grafschaft Sponheim zugefallen. 1492 verließ der „letzte Ritter“ Maximilian seinem Vetter Markgraf Christoph I. von Baden für treue Dienste einige damals luxemburgische Herrschaften, u. a. Rodemachern und ernannte ihn zum Statthalter von Luxemburg. Außer zahlreichen Domherrnstellen am Rhein und an der Mosel hatten badische Prinzen die Bistümer Metz (1457—84), Trier (1456—1510) und Utrecht (1496—1516) inne. Kein Wunder, daß ihr Haus einen burgundisch-niederländischen Zug bekam. Christophs I. Sohn Bernhard heiratete eine luxemburgische Gräfin, und der nachgeborene jüngere Sohn aus dieser Ehe, Christoph II., nahm seine Wohnung in dem ihm als Abstammung 1556 zugefallenen Rodemachern, das so bis 1665 Sitz einer eigenen markgräflichen Linie wurde. Dieser Markgraf Christoph war 1587 geboren. Vermögenslos, sah er sich bei der damaligen politischen Verwirrung des Reiches gezwungen, in fremde Dienste zu treten. Er focht für König Philipp von Spanien 1557 bei St. Quentin, wurde 1561 Feldoberst König Erichs von Schweden, diente 1573 wieder den Spaniern und starb, von Jugend an nicht recht gesund, am 2. August 1575 im 39. Lebensjahr zu Rodemachern. Nie bedeutsam hervorgetreten, wäre er heute vergessen ohne seine Gemahlin.

Diese, Cäcilia Waja, war 1540 als Tochter Gustav Wajas, Königs von Schweden geboren. 1551 verlor sie die Mutter. Eine geistreiche Schönheit, sprachbegabt, gewandt und von bestrickender Liebesswürdigkeit, wuchs Cäcilia in behaglichem Wohlstand und höfischer Geselligkeit auf. Von dem Wunsche geleitet, seine etwas ungermanischen Edeltinge dem mittel- und westeuropäischen Adel mehr anzugleichen, sorgte König Gustav an seinem Hofe für regelmäßigen Fechtboden, Reitstunden, Jagden und Rennen. Er pflegte die Musik, jeden Nachmittag war offizielle Tanzstunde, die Prinzessinnen mußten die Kavaliere eintanzen. Jeder war eine Mitgift von 100.000 Talern bestimmt. Die Freier blieben nicht aus, alle fünf Töchter heirateten in den deutschen Hochadel. Die älteste, Katharina, vermählte sich 1559 mit Graf Edzard von Ostfriesland. Bei der Hochzeit geschah es, daß der Erbprinz Erich den Bruder des neuen Schwagers nachts aus dem Zimmer herausholte, in dem Cäcilia mit ihrem Hofräumlein lag. Die älteren schwedischen Geschichtsschreiber sind sich darüber einig, daß diese Ungehörigkeit der Tochter das Ende Gustav Wajas († 1560) beschleunigt habe. Sie verhinderte nicht, daß Cäcilia weiter umworben wurde. 1564 verheiratete sie Erich mit seinem Feldobersten Markgraf Christoph. Große Liebe hat den Bund schwerlich gesüßt. Christoph befand sich bereits am schwedischen Hofe, als Cäcilia von einem polnischen Wotwoden zur Ehe begehrt wurde. Schon ließ Erich Denkmünzen mit den Bildern seiner Schwester und des Polen schlagen, als dieser in dänische Gefangenschaft geriet und darin starb. Politische Vorteile konnte der König von der Verbindung mit dem landlosen, ewig geldbedürftigen Markgrafen auch nicht erwarten. Er hatte sich gezwungen geglaubt, seinen eigenen Bruder, Herzog Johann von Fünfland, weil er eine polnische Prinzessin geheiratet hatte, 1563 gefangen zu setzen. Cäcilia hatte den Mut gehabt, offen für Johann einzutreten. Es mag

sein, daß Erich sie durch die Vermählung mit dem süddeutschen Prinzen aus seinem Reich entfernen wollte. Jedenfalls betrieb er ihre Abreise mit einer gewissen Hast und nötigte die Neuvermählten, ihre Flittermonate mitten im Winter unter strenger Ueberwachung in Neval abzusitzen. Den Brautkauf zahlte er nur zur Hälfte aus, dazu 8000 Taler Reiskeid.

Damit hätte Christoph gut und gern nach Rodemachern kommen und seine Schulden bezahlen können, es wäre ihm noch genug geblieben, seine Güter durch Ankäufe abzurunden und eine autändige Hofhaltung einzurichten. Die badischen Darstellungen lassen ihn denn auch in Rodemachern ein prächtiges Schloß bauen. Aus den Akten im Generallandesarchiv geht nur hervor, daß ein schon vorhandenes, in den Franzosenzügen 1562 ff. beschädigtes Schloß ausgebaut, vielleicht ein wenig ausgebaut wurde. Aber nicht durch Christoph. Den hatte seine junge Gemahlin vererbt, die Hochzeitsreise bis London auszudehnen. Mitte September 1565 traf das fürstliche Paar nebst Gefolge dort ein. Es war die höchste Zeit: wenige Tage nach der Ankunft kam die Markgräfin mit einem Sohn nieder, Eduard Fortunatus, der 1588 die Markgrafschaft Baden-Baden erbte.

Königin Elisabeth hatte mit Cäcilia schon seit Jahren Briefe gewechselt und den Wunsch ausgesprochen, sie persönlich kennen zu lernen. Der jungen Frau, die zum erstenmal aus der Heimat herauskam, kann man es nachfühlen, daß sie den Wunsch hatte, ein Stück Welt zu sehen. Elisabeth fand solches Wohlgefallen an ihrer Gesellschaft, daß sie Christoph ein Jahrgeld von 2000 Sonnenkronen aussetzte, ungefähr soviel, wie seine luxemburgischen Besitzungen eintrugen. Aber Cäcilia nicht gewohnt zu rechnen, kam damit nicht aus; sie wurde bald auf der Straße um Bezahlung von Forderungen angesprochen, sah sich in der Komödie als Schuldenmädchen verspottet. Als die Gäste im April 1566 England verließen, wurde ihr und ihrer Hofdamen Gepäck gepfändet, Christoph in Rochester in Schuldbhaft gesetzt. Deutsche Kaufleute mußten schließlich, um die Ehre ihres Landes zu retten, für die Schulden aufkommen.

Der Umbau in Rodemachern war noch nicht beendet. Unter demütigenden Bedingungen gestattete Philippert, des Markgrafen älterer Bruder, daß die obdachlose Gesellschaft in Baden-Baden weilte, bis das erwartete zweite Kind¹⁾ geboren wäre. Er selbst ging dem Zusammentreffen aus dem Wege, indem er dem Kaiser gegen die Türken zu Hilfe zog. Im Spätjahr 1566 siedelten die Herrschaften endlich nach Rodemachern über. Der Aufenthalt dauerte bis 1571. Bis dahin kamen noch drei Söhne zur Welt, von denen einer bald wieder starb²⁾. Noch in seinem Testament hat sich Markgraf Christoph sehr bitter über diese Zeit

¹⁾ Christoph Gustav, † 1600, ein fränkischer Mensch, wenn er auch nicht, wie die Darstellungen sagen, blind und lahm war. Er hatte einen Hauslehrer, wir besitzen sogar eine Unterschrift von ihm, das Augenleiden mag sich erst später entwickelt haben.

²⁾ Die beiden andern sind Markgraf Philipp, geb. 1567, von seinem Vetter Georg Friedrich von Baden-Durlach wegen Aufrührers 1606 bis zu seinem Tode 1620 in Haft gehalten, und Markgraf Karl, geb. 1569, † 1590 in Genua.

der gemeinsamen Hofhaltung wie über die Reise nach England ausgesprochen. Beide wurden verteuert durch das zahlreiche ans Schweden mitgebrachte Gefolge. Alle Bemühungen, die ausstehende Hälfte der Wittigst oder die rückständige Besoldung als Feldoberst zu bekommen, blieben erfolglos, da Erich mit den Dänen in den „Dreikronenkrieg“ (1563–70) verwickelt war. Christoph borate, verpfändete Meiereien, Gülten, Aemter, verlehnte Cäcilias Kleinodien in Straßburg. Unerträglich wurde die Laage, als der Aufstand in den Niederlanden ausbrach und Herzog Alba kam; er hatte nicht übel Lust, den Markgrafen, in dem er nur einen Untertanen des spanischen Königs sah, als Protestanten mit Egmont und Hoorn über einen Stamm zu führen.

Da trat in Schweden eine Aenderung ein. Erich, der sich durch sein Mißtrauen und seine Grausamkeit, zuletzt noch durch eine unwürdige Ehe Adel und Volk entfremdet hatte, wurde 1569 abgesetzt, er wanderte ins Gefängnis, wo er 1577 starb, wie es heißt, an Gift. An seine Stelle trat Cäcilias Liebhaberbruder Johann. Er lud Schwester und Schwager ein, nach Schweden zurückzukommen. Sobald die Verhältnisse es erlaubten, folgte die markgräfliche Familie der Einladung. Auch die Kinder durften mit, nur der sieche Christoph Gustav blieb bei dem befreundeten Bischof von Spener in Udenheim¹⁾ zurück.

In Schweden vermehrte sich die Kinderzahl noch 1572 um einen sechsten Sohn²⁾. Christoph wurde mit der Stadt Sonnenberg auf Oesel befehlet. Aber er aenoch sein Leben nicht lange. Wir wissen von einer Verlobung, die zwischen ihm und seiner Gattin ange stellt wurde, es sind also Anstimmlichkeiten vorhanden gewesen. Jedemals kehrte der Markgraf 1573 nach Rodemachern zurück, zum Schrecken seiner Amtsleute, die eben anfangen hatten, die Schulden abanzahlen. Der frauenlose Reiterhaushalt bekam dem Herrn schlecht, 1575 starb er, auf seinem Stuhle sitzend, nicht ohne geistlichen Beistand; aus Saarbrücken mußte man ihm einen lutherischen Pfarrer holen. Der Bischof von Spener und Markgraf Karl von Durlach erbten die undankbare Aufgabe, als Vormünder etwas Ordnung in die Hinterlassenschaft zu bringen.

Währenddem sah Cäcilia mit ihren vier Söhnen in Schweden, von den Brüdern beinahe gehalten wie ein weiblicher Herzog. Sie hatte wieder ihren Hofhalt und ihre reichlichen Einnahmen, zu denen drei für ihre Rechnung fahrenden Kaperschiffe nicht wenig beitrugen. Bei Könia Johann war sie wohlgekleidet, sie teilte seine Sorgen und Neigungen. Johann, mit einer polnischen Prinzessin vermählt, hatte in der Ehe über Papiertum und Papiertische anders denken gelernt als sein Vater, er betrieb in jenen Jahren den Wiederanschluß Schwedens an Rom. Freilich unter unerfüllbaren Bedingungen: er verlangte die Messe in der Landessprache, das Abendmahl in beiderlei Gestalt, die Priesterweihe. Als seine Gemahlin 1584 starb, gab er den Plan auf. Cäcilia ging auch hier wieder durch: 1578 schreibt ihr Gregor XIII. einen freundlichen Brief, ein Zeichen, daß die Unterhandlungen mit ihr in ein aussichtsreiches Stadium getreten waren. Hand in Hand damit gingen Bestrebungen, Schwedens Unterstützung im Kampf gegen die aufständischen Niederländer zu gewinnen. Der Vertreter Spaniens, Franz Eraso, war angewiesen, sich der Vermittelung Cäcilias zu bedienen, um an den König heranzukommen. Er konnte als Vot- und Druckmittel die Unterstützung des spanischen Statthalters in Brüssel in Aussicht stellen, dem Luxemburg und damit Rodemachern und das übrige Erbe des jungen Markgrafen unterstanden. Cäcilia hatte es nicht aus den Augen verloren, wiederholt versuchte sie von Schweden aus in die Verwaltung einzugreifen. 1579 hielt sie es für geboten, mit ihren Kindern wieder dorthin zurückzukehren.

Sie traf ein leeres Haus und einen überschuldeten Besitz. Noch manches schwedische Prunkstück mußte nach Mek in Verfab wandern, teils für die Pflege des kranken Christoph Gustav, teils

¹⁾ Heute Phillippburg. ²⁾ Johann Karl, Malteserritter, † 1599.

zur Ausrüstung seiner zu wilden Lebenslustern Männern heranwachsenden Brüder, bald auch zur Stillung des einfachen würdevollen Hungers. Es begann ein erbitterter Kampf zuerst gegen die von Christoph testamentarisch verordnete Vormundschaft; es gelang, sie durch die beiden letzten gut katholischen Fürstenhäuser Lothringen und Bayern zu ersetzen; 1584 folgten die Söhne zu Jüngststadt der Mutter in ihrem Glaubenswechsel. Cäcilia erreichte dadurch, daß 1588 nach dem Tode Philipps II., des Sohnes ihres Schwagers Philibert von Baden-Baden, die obere badische Markgrafschaft an Eduard Fortunat überging. Sie selbst hatte davon keinen Vorteil, der Sohn war mit ihr zerfallen. Als 1589 das Schloß Rodemachern durch Feuer gelitten hatte, und Cäcilia sich nach Baden wandte mit der Bitte, man möge sie einweisen in Ettlingen wohnen lassen, fand sie kein Gehör. Und auch die andern Söhne haben sich, wenn sie zu männlichen Jahren kamen, von der Mutter abgewandt.

Schöpflin, der seine säkularisch-badische Geschichte nach den Akten schrieb, kannte wohl den Grund, hat ihn aber nur zart angedeutet. Nach ihm haben seine Ausschreiber in immer maßloseren Ausdrücken allgemeine Vorwürfe gegen Cäcilias Lebenswandel erhoben. Der Kern und Ausgangspunkt dieser Vorwürfe ist ein Bericht des alten, dem Hause treu ererbeneu Amtmanns der luxemburgischen Besitzungen Franz von Baden an die Vormünder von 1580: Relation über der fürstlichen Wittib ärgerlich und ungebührlich Haushalten. Unter den verteuerten Ausgaben führt er an, daß dem spanischen Basilisko eine Säugamme und eigene Dienerschaft gehalten würde. Cäcilia ist mit einem Säugling in Rodemachern eingewogen, wohl demselben Kind, von dem sie später klagt, daß es ihr 1590 von Eduard Fortunat abgedrungen und in einem Kloster untergebracht wurde. Dort hat die Tochter entgegen dem Abmahnen der Mutter 1593 mit bischöflichem Dispens³⁾ den Schleier genommen; 1629 ist sie gestorben.

Cäcilia hatte vergebens gehofft, in ihr eine Pflegerin für das Alter zu bekommen. Sie sah auch ihre Söhne alle vor ihr sterben: den außraufenden Karl 1590, den jüngsten Karl Johann 1599; Eduard Fortunat brach 1600 auf der Schloßrepppe zu Castellau den Hals, der kranke Christoph Gustav starb 1609 zu Rodemachern, der aefanaene Philipp 1620 zu Hohenburg. Vergebens hatte die Mutter für diesen letzten Sohn 1613 und 1615 die Reise nach Regensburg auf den Reichstag gemacht, um die Hilfe des Kaisers zu erbitten. Eine Reise nach Ferrara 1598 trug ihr wenigstens ein Fürwort der Kurie bei dem Statthalter zu Brüssel ein, daß 1602 wiederholt wurde. In Schweden erlangte sie mehrfach die Anerkennung, daß man ihr noch den halben Brautlohn schuldig sei, aber kein Geld. Von 1586 ab, wohl dem Jahr, in dem man dort von dem Dasein des „Basilisko“ erfuhr, verschwindet ihr Name aus den Akten. Sie war für die Familie, wie ihr letzter schwedischer Biograph sagt, gleichsam tot. Eine Besserung in ihren änderen Verhältnissen trat ein, als nach der Schlacht bei Wimpfen 1622 ihr Enkel, Eduard Fortunats Sohn Wilhelm, in den Besitz der oberen Markgrafschaft eluengewiesen wurde. 1627 ist sie in Brüssel, 87 Jahre alt, „mit den hochheiligen Sacramenten christlich katholischer Ordnung nach wohl versehen“ entschlafen, in ihren Anlagen und Reizen eine Vorwegnahme der letzten edlen Waise, ihrer Großnichte Christine, der Tochter Gustav Adolfs. Erscheinungen wie beide Fürstinnen rechtfertigen einlaermaken Kennerling viel angefochtenes Urteil über die Schwedinnen vom 16. Jahrhundert bis heute, in denen er heitere Diesseitigkeit und naive Lebensfreude wirksam sieht.

Das markgräfliche Haus von Baden-Baden hat in seinen Vertretern bis 1771 manchen Aug aufzuweisen, der als Erbschaft von dem Feldobersten Christoph anzuzurechnen ist. Daß er dem nützlichern Stamm seiner Ahnen in der schwedischen Gemahlin frisches, ganz andersartiges Blut zuführte, ist Baden-Badens Glanz und Verhängnis geworden.

³⁾ Quia defectum natalium patitur, da sie mit einem Geburtsfehler behaftet ist, sagt die Urkunde.

Gottlieb Graef / Jugendlischer Bildhungen

Alle bildende Kunst ist Leben, und ihr Beruf ist, uns leben lehren, uns zu leben geben.
B. Auerbach

Noch weniger als mit geeignetem Erzählungsstoff konnte ich als Kind bei den kleinen Verhältnissen, in denen ich aufwuchs, mit dem, was man Kunst nennt, in Berührung kommen. Der Umstand, daß der Mensch als sogenanntes Augenwesen, zumal im Kindesalter, unter den äußeren Sinnesindrücken die durch sein Sehorgan gewonnenen besonders stark empfindet und lebhaft in sich aufnimmt, macht es natürlich, daß das Interesse zunächst durch die mir zu Gesicht gekommenen bildlichen Darstellungen gesehelt wurde. Von den wenigen verfügbaren Bildwerken, aus denen künstlerische Nahrung geschöpft werden konnte und welche die Einbildungskraft anregten, waren es zunächst die Holzschnitte im Kalender des Fahrers sinkenden Boten, und hier namentlich die Kopfbilder zu den zwölf Monaten, die das Leben in Haus und Feld während des Jahres in anmutender Weise vor Augen führten. Eine noch größere Anziehungskraft aber übten die

Kupfertafeln unserer alten schweinsledernen Familienbibel in ihrer naiven Auffassung und Wiedergabe der Ereignisse und Personen aus.

Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Follant,
Dit für mich aufgeschlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzen,
Den vielvergaßnen Knaben
Nach Morgenland verfechten. (Freiligrath)

Obgleich mich bei diesen Kupfern die Darstellung zeitlich getrennter Ereignisse auf Einem Bilde und in einer und derselben Landschaft sowie die etwas leberne Wiedergabe der Personen manchmal ein wenig beirrte, half doch das der Jugend eigene Anpassungsvermögen leicht über diese Dinge hinweg, ja es ersahen mir neben der erhabenen lebenslustigen Ruhe auch das Streifenleinen der Königs- und Prophetengestalten schließlich als ein

mentbehrlicher Bestandteil ihrer Würde. Diese durchaus deutsch empfundenen Bilder waren ganz im Charakter der biblischen Dichtungen aus der Zeit der Meistersinger gehalten und besonders im Stil der sinnigen Pieder Richard Wagners von „Eva im Paradies“ und „Johannes am Jordan“, die in Wort und Ton gleichfalls den Geist des 16. Jahrhunderts wunderbar wiedergeben. Jene ehrwürdigen Kupferstiche bildeten in meinem Kunstleben jahrelang den ruhenden Pol gegenüber den geringwertigen Bildbüchern und Bilderbogen der damaligen Zeit, und noch heute überkommt mich beim Blättern in dem alten Buch wieder sowohl die Stimmung aus der seltsamen Kinderzeit wie die einst von der Wittenbergisch Nachtigall ausgegangene Lichtwirkung.

Warmen erquickenden Sonnenschein brachten der bildberührenden Kindesseele eigentlich erst die herrlichen Märchenbilder Ludwig Richters, in denen der ganze Zauber der deutschen Märchenwelt und die Tiefe des deutschen Gemüths einen ebenso liebenswürdigen als vollendeten Ausdruck gefunden hat. Mit der hohen Kunst kam ich als Elftjähriger zuerst in der Stuttgarter Galerie in Berührung, deren prächtige Bilder, darunter vornehmlich der Seesieg des Themistokles bei Salamis von Wilhelm Kaulbach, einen tiefen Eindruck hinterließen.

Zum Zeichenstift habe ich bereits in der N.-B.-C.-Schulen-Zeit gegriffen und mich dabei in allem Möglichen und Unmöglichen versucht. Ein wichtiges Ereignis für diese künstlerischen Bestrebungen war das Geschenk einer Farbenschatel, die an meinem siebenten Geburtstag den Geburtstag zierte. Sie fügte zu den noch etwas ursprünglichen Handzeichnungen erst den richtigen Glanz und Schimmer. Welch geheimnisvolle verklärende Wirkung ging doch von den aufgetragenen Farben aus, unter denen vor allem das Violett mein höchstes Entzücken war. Ich sah damals in meiner Kinderfarbenseligkeit die ganze Welt nicht wie andere Schwarmgeister rosafarben, sondern violettfarben und bedachte deshalb auch die mir besonders am Herzen gelegenen Gestalten der Zeichnung jeweils mit dieser Lieblingsfarbe. Einen richtigen plan- und stufenmäßigen Zeichenunterricht habe ich leider nie erhalten, immer waren es willkürlich ausgewählte Vorlagen von Köpfen und Landschaften, die mehr oder weniger mechanisch nachgezeichnet und sklavisch schattiert wurden. Nahezu verleidet ward mir das Zeichnen, als ein unfähiger Lehrer den Zehnjährigen ohne Anleitung und Mithilfe sich wochenlang an einem weitläufigen römischen Akanthusornament abzuüben ließ, wobei von links oben nach rechts unten verständnislos Blatt an Blatt gefügt wurde. Das fast gänzliche Unterbleiben des Zeichnens nach der Natur benahm die Möglichkeit, richtig sehen zu lernen, ein Mangel, der mir durch mein ganzes Leben nachgegangen ist. Als ich später die Notwendigkeit des Naturstudiums und des Skizzierens erkannte, war dessen ausgiebige Durchführung infolge eines Augenübels, das mich zweimal auf den Operationstisch brachte, nicht mehr möglich. Es wäre dies um so nötiger gewesen, als überhaupt mein Beobachtungsvermögen, insoweit es sich um Festhalten von Einzelheiten handelt, schwach und deshalb u. a. auch das Gesichtergedächtnis sehr gering ist. Immer nur ist es das Gesamtbild, das ich in mich aufnehme, und namentlich die jeweils damit verbundene eigene Stimmung, die haften bleibt. Gleichartigkeit der Stimmung ist es daher meist allein, die mir die Erin-

nerung an längst entschwundene Erscheinungen und Erlebnisse wachruft; Goethe bezeichnet das Gedächtnis geradezu als eine Sache des Herzens.

Der plastischen Kunst gegenüber empfand ich als Knabe lange Zeit eine ängstliche Scheu, deren Ursache jedoch keineswegs künstlerischer, sondern rein äußerlicher Art gewesen ist. In der Großmutter Wohnzimmer hatte eines Tags eine größere Gipsfigur Aufstellung gefunden, ein Engel mit mächtigem Flügelpaar, der in der Linken einen Palmzweig hielt und die Rechte segnend ausstreckte, ein hochbedeutungsvolles Ereignis für meine kunstbedürftigen Augen. Da stand ich oft lange und schaute andächtig hinauf zu dem Gebild aus Himmelshöhen, staunend über die Kunst des Menschen, der ein solch göttliches Werk zu schaffen vermochte. Der von dem Wunderwerk ausgehende Zauber war so groß, daß ich das Glück über seinen Besitz nicht bei mir allein zu tragen vermochte. Teils war es ein dunkles Gefühl, daß geteilte Freude doppelte Freude sei, teils aber auch eine kleine Probererei mit Dingen, die andere nicht besaßen, was das Verlangen weckte, bes mir zuteil gewordenen Glücks auch die Kameraden teilhaftig werden zu lassen. Da jedoch bei den herbeigeholten vermeintlichen Kunstverständigen die erwartete Wirkung ausblieb, indem sie beim Anblick des gipsernen Himmelsboten sich völlig stumm und teilnahmslos verhielten, hoffte ich durch dessen Vorführung in unmittelbarer Nähe eher den gebührenden Eindruck zu erzielen. Nachdem unter das Wandbrett, auf dem die beschwingte Gestalt thronte, der Tisch gerückt und durch einen darauf gestellten Stuhl überhöht war, stieg ich hinauf, sie herunterzuholen. Leider aber waren die siebenjährigen Arme zu schwach für den gewichtigen Schubsengel, der mich in diesem Augenblick schmählich im Stich ließ. Er bekam das Uebergewicht, entglitt den ihn umklammernden Händen und beschloß unter martererschütterndem Klirren sein irdisch Dasein. Wie eine Schar Spahen, unter die man einen Prügel wirft, zertröben die Freunde in alle Winde, indes gleich darauf die Eltern nichts Gutes ahnend herbeieilten. Ich stand wie gelähmt immer noch auf dem Stuhl, Loth kristallisiertem Weib vergleichbar, und starrte vergeistert auf die traurigen Ueberreste einstiger himmlischer Herrlichkeit, die schweigend eine vernichtende Anklage gegen mich erhoben. Mir war, als ob mein Leben selbst in Trümmer gegangen wäre. Glücklicherweise nahm es die gute Großmutter in ihrer unvergleichlichen Liebe und Sanftmut weniger tragisch und ersetzte den Dahingegangenen bald wieder durch einen neuen ebenso schönen Schubsengel, der dann auch seine Aufgabe besser erfüllte als jener und im Verein mit der fürsorglichen Liebe seiner Besizerin mich für die Folge vor manchen Gefahren und Schäden gnädig bewahrte. Jedoch hatte dieses Ereignis meine Nerven derart erschüttert, daß ich das oben genannte ängstliche Gefühl gegenüber plastischen Bildwerken lange nicht los werden konnte und heute noch bei Anfassen eines solchen mich bisweilen an jenen unglückseligen Gipsengel gemahnt fühle, der in mein junges Leben einen so schweren Schatten hereingeworfen hatte. Selbst als ich im Louvre in heiliger Ehrfurcht und Andacht vor den göttlichen Torso der Venus von Milo trat, deren riesengroße Erscheinung mich ebenso ergriß wie Faust der Anblick des Erdgeists, stieg hinter der herrlichen Gestalt das Gespenst des längst begraben geglaubten Cherubims wieder auf.

Richard Zoosmann / Der alte Apfelbaum

Die ersten schüchternen Kadenzgen
Ueben die Vögel — nun will es lenzen.
Wie kleine Mädchen stehn schon und warten
Blaublaue Blumen in meinem Garten,
Auch mühen sich alle Wünsche und Hecken
Mit grünen Augen, den Lenz zu entdecken.

Ganz dicht an meinem Gartentor
Reckt sich ein Apfelbaum empor;
Kein stolzer Adelswappenhalter,
Torwächter nur, ein krummer, alter.
Und seine Äpfel sind nicht zu essen,
Man könnte höchstens Most draus pressen;

Das aber lohnte nicht der Mühe,
Sie fallen unreif ab und zu frühe.
Doch ist mir das alles einerlei
Und ich liebe doch den krummen Gesellen;
Denn ehe noch der März vorbei,
Beginnt er üppig in Knospen zu schwellen,

Und wie mit rosigem Silberschaum
Umhüllt es den moosigen Apfelbaum. —
Du, alter Freund, bist ein Sinnbild mir,
Belehrst mich, und gern vertrau ich dir:
Wenn mein altes Herz nicht glauben will
An den Sommer, weil es erst April,

So blick ich auf den blühenden Blau
Und seh, daß auch du es glauben mußt,
Und sage mir zur Ermunterung dann:
Was so ein alter Apfelbaum kann,
Das krieg ich Alter auch noch fertig —
So bin ich denn froh der Zukunft gewärtig.

Ernst Bacmeister / Die Gefährdung

Frau Maria ließ ihre Arbeit im Schoße ruhen und schien gedankenlos und seelenstill in die stummernde Weite des Sees hinauszuträumen. Auf ihrem weißen Gewande lagen, regungslos wie sie selber, die zackigen Blatterschatten der Platane, an deren Stamm sie sich lehnte.

Ihr gegenüber saß Rainer scheinbar noch in dem Roman fortlesend, der ihr langweilig geworden war, so daß er mit dem Vorlesen aufgehört hatte; aber sein Blick ging verstoßen über das Buch hinweg und las die unaussprechlichen Lieblichkeiten ihres Profils und ihrer vor der starren Wucht des gewaltigen Baumstammes rührend zart gegliederten Gestalt.

In die stumme Schwüle des Julnachmittags summt aus großer Höhe und durch die Ferne gelindert das Propellergeräusch eines unsichtbaren Flugzeugs.

Plötzlich griff sie, wie erwachend, nach ihrem Arbeitskörbchen und nahm daraus ein schlichtes Notzettelchen, in schwarzes Wachsteinen geburden, schmal und dünn. Und bläute ihn, während er heuchlerisch in dem Roman blätterte, eine Weile mit leicht gerunzelter Stirn und mit einer forschenden Stille in den lichten Augen an, bevor sie ihm das Büchlein über den Tisch hinreichte.

„Dies haben Sie verloren, Rainer.“

Da verdunkelte ein jähes Rot seine Stirn. Mit einem verwirrten Dankeswort barg er das Büchlein in seiner Tasche.

Jetzt lächelte sie offen: „Es steht ja noch wenig darin. Aber vielleicht bedeutet dieses Wenige für Sie unbegreiflich viel. — Meine Neugierde ist vor dem rätselhaften Inhalt zurückgeschreckt.“

Sie packte ihre Stiderei zusammen und erhob sich. „Diese Schwüle wird mir doch zu lastend. Ich will sie zu überschlafen versuchen. — Lesen Sie das Buch getrost allein zu Ende. Mir ist die Geschichte zu pflasterhaft für diese grüne Erdenwonne hier, durch die ich heute allerdings nur schleiche. — Beneiden Sie nicht auch den Flieger da oben, der sich selber seinen Wind macht? — Aber gestern hatten wir doch auch hier unten einen stummlischen Aether.“

Er sah ihr nach. — Wie offenbarte das matte Gehaben nur auf eine neue Weise das unerlöschliche Wunder ihrer Anmut. So wie steht, in dieser müden Gelöstheit ihres Wandels, war sie immer: eine vollkommen sichtbare Seele. Unverhohlen wie eine Blume. Einheitslich wie ein Kind. — Wie hatte sie sich nur diese natve Harmonie bewahrt? Gattin und Mutter, die sie war! — Sah sie sich in ihrem Spiegel immer nur harmlos leiblich, oder doch auch einmal Auge in Auge als ein sich selber bei Strafe des Untergangs zu vermeidendes Ich? Und wie sich mit klugem Instinkte aus? — Hatte sie das Glück gehabt, niemals einem Manne zu begegnen, der sie, gelockt von solcher Reize, der unbewußten Seelenstuf durch die Obmacht des bewußten Geistes absichtlich entriß, in der Eitelkeit der überlegenen Denkgewalt? Oder auch nur einem Unvorsichtigen . . . ?

Mit einem fahlen Erschrecken griff er nach dem Notzettelchen. Ihr offenes Lächeln über den „rätselhaften Inhalt“ hatte ihn zu schnell beruhigt! — Da standen die schöpferischen Kindlichkeiten ihrer Sprache, die ihn über sein philologisches Vergnügen hinaus als reizendes Geistespiel entzückten. Vorher, in der Stadt, war ihm diese kostbare Bildmacht, womit sie die Bewegungen ihres Gemütes zum Ausdruck brachte, kaum aufgefallen. Erst hier, in der Ferientandschaft, bei der Fülle der natürlichen Begegnisse, war ihm der wundersame Wiberklang ihres Erlebens in den überraschenden Augenblicksgeburten ihrer Worte merkwürdig geworden und seit einigen Tagen hatte er, aus der Erinnerung nachholend, was ihm noch sichtbar war, diese heimliche Ernte begonnen.

Er überflog die wenigen schmalen Seiten. — War es möglich, daß sie ihre eigenen Worte nicht wiedererkannte? — Denn seine Schrift war leider leserlich! — Oder lag sie und wußte sich nun von ihm belauscht und von seiner notierenden Aufmerksamkeit verfolgt? Dann würde dieses Wissen vernichtend auf ihr unbewußtes, kindliches Schöpfertum wirken. Aber mehr, vielleicht hatte er überhaupt ihre Unbefangenheit vergiftet und ihre Anmut tödlich getroffen. Es konnte nicht anders sein; sie würde mindestens vor ihm von jetzt an steif oder unecht werden.

Wo mochte er das Büchlein verloren haben? Seine Nachlässigkeit war unverzeihlich.

Zwar hatte ihr Wesen bisher noch nichts von einem Zusammenbruch verraten. Und soeben dieser Ausdruck „zu pflasterhaft“, womit sie den städtischen Moderoman für sich erledigte,

hatte noch die gleiche treffende, gemütsentborene Anschaulichkeit, und war ihr ebenso ungesucht vom Munde gegangen, wie etwa diese „Grillparze“, in Ermangelung des rechten Namens, für die Maulwurfsgrille, die ihr gestern, bei der Rast im Walde, über das Kleid gelaufen war, und die sie als einen „ganz widernatürlichen Erdwurm“ so „kunstlich zusammengestückt“ fand, wie Gott „nie etwas vom Himmel herunter“ hätte erschaffen können; oder wie dieses prächtige „Schraubengezieher“, womit sie den vielfältigen, technischen Funktionsinhalt eines Autos in die Region des ihr ein für allemal Abscheulichen verdammt.

Sollte sie wirklich ihre eigenen Einfälle unbegreiflich und rätselhaft gefunden haben? Er las die ganze Sammlung ihrer poetischen Wortschöpfungen und überlogischen, gemüthhaften Satzgebilde — kürzeste Gelegenheitsgedichte, die sie waren — noch einmal sorgfältiger durch und konnte abermals nicht glauben, daß sie sich darin nicht unvermeidlich wiedererkannt hätte, und daß diese Erkenntnis und unfreiwillige geistige Selbstspiegelung sie nicht unheilbar beschädigt haben müßte in der Unschuld ihres Seelenspiels. — Vielleicht hatte sie nur den Anfang der Aufzeichnungen gelesen, der sich auf weiter zurückliegende Geschehnisse bezog . . . ?

Sein Jögling, ihr blühendes Söhnlein, sprang herbei und entriß ihm der quälischen Betrachtung. Sie stiegen miteinander zum Baden an den See hinunter. Mit den Kleibern warf er die Besenflächigkeit ab und spielte heiter mit dem lachenden Knaben im Wasser.

Beim Abendessen aber geschah etwas, wodurch ihm sein Zweifel an Frau Marias Verständnis für ihre notierten Naivitäten in die niederschlagende Gewißheit verwandelt wurde. — Als sie ihrem Gatten, den Geschäfte abgehalten hatten, den gestrigen Ausflug schilderte und an das Schreckenserlebnis mit der Maulwurfsgrille kam, unterbrach sie sich plötzlich und wandte sich flüchtig gegen den Hauslehrer mit einem merkwürdig verlorenen Blick, als ob sie in sich etwas suchte, was ihn betraf. Sie fuhr dann auch nicht mit ihrer Schilderung fort, sondern lenkte die Aufmerksamkeit des Gatten auf den Knaben.

Während diese beiden plauderten, verfiel sie selber in eine ungewohnte Schweigsamkeit, die mit wachsender Schwere auf Rainers Gewissen lastete. Sie sah auch wiederholt mit einem seltsamen Ausdruck in den grauen Augen, die dabei dunkler als sonst erschienen, zu ihm hinüber, und mit offeneren Augen, seinem Blick zu begegnen, so wie er vergeblich den ihrigen zu vermeiden strebte.

Nach dem Abendessen wurde noch ein gemeinsamer Spaziergang unternommen. Sie umwandelten die idyllische Ortschaft und kamen auch an einem auffallend forsam hergeachteten Blumengärtchen vorbei, das eine unverhältnismäßig geräumige Laube, aus verputzten Backsteinen gebaut, fast um ein Drittel seiner Fläche beraubte. Da sie die Laube zunächst nur von hinten sahen, errichteten sie wie ein streng geschlossenes Bauwerk, und Frau Maria gab den Eindruck, den dieses auf den Besäuer machte, treffend wieder, als sie meinte: „Diese Leute mit ihrem Gärtchen! Da haben sie sich gleich auch noch ein Mausoleum hineingebaut!“ — Aber dann plötzlich erkannten sie im Weiterstreiten, daß die vierte Seite offen war, und nun verbesserte Frau Maria ihren Irrtum mit einer überraschenden Wendung, die alles, was bisher vor Rainers entzückten Ohren von ihren schöpferischen Lippen gesprungen war, an grazioser Sprachverfeinerung und antilogischer Bildkühnheit hinter sich ließ.

„Ach nein!“ rief sie, „von vorn lebt's noch!“

Ihr Mann besaß nichts von jener unermüdblichen Geisteswachheit, die alles begegnende Schöne gewahrt und dankbar zu festem Besitze in sich ausklynzt. Er vernahm auch den ur schönen Unsinn nicht von diesem Mausoleum, das von hinten zwar eine solche verschlossene Stätte des Todes war, aber „von vorn noch lebte“; nämlich durch die nachwirkende Gnade der ersten Verleumdung: eine sublimen Güte, die das edel Bekannte nicht sofort in sein lächerliches Nichts von bloßer Gartenlaube mochte hinabfallen lassen. — Rainer, mit dem Jögling hinter den Gatten her schreitend, vernahm die erstaunliche Dichtung und freute sich hoch. Er erkannte, daß diese Frau, die er wie eine unantastbare Blume liebte, mit unbeschädigter Seele aus der Gefährdung, die er ihr unvorsichtig berettet hatte, hervorgehen würde, wenn nur er selber es ihr künftig noch dreimal sorgfältiger verbarg, wie er sie erntete.

Er segnete die Kraft in ihr, die den zufälligen Ueberfall seines Dämons spielend abschüttelte.